

© Copyright by Irina Meerling

www.irina-meerling.de

Dieses eBook darf ausschließlich für den privaten Gebrauch auf Ihrem Computer (oder einem anderen geeigneten Gerät) verwendet werden.

Jegliche Verbreitung, Vervielfältigung oder Veröffentlichung ist - auch auszugsweise - ohne Genehmigung der Autorin ausdrücklich untersagt.

What if?

- Wenn alles anders wäre -

Von Irina Meerling

Obwohl der schmale Weg zum Institut geräumt wurde, erschweren uns noch immer vereinzelte Eisflächen das Weiterkommen. Immer wieder bleiben die Räder hängen. Jedes Mal kippt mein Kopf dabei nach vorne und ich kämpfe mit der Erdanziehung, um ihn wieder hochzubekommen. Früher fiel mir das leichter. Zumindest ein bisschen.

„Ich hasse den Winter“, murmele ich und höre ein leises Lachen hinter mir.

„Tust du nicht“, meint er und hat damit völlig recht.

Eigentlich mag ich diese Jahreszeit. Sie ist schön anzusehen. Nur eben verdammt anstrengend.

Mathias fährt mich die letzten Meter zur Tür vor und sie öffnet sich automatisch. Endlich Wärme auf meiner Haut. Es ist bloß ein wenig stickig. Oder raubt mir die Nervosität einfach den Atem?

„Ich gib kurz Bescheid, dass du da bist.“

Ich nicke und betrachte stumm die Stufen vor dem Anmeldungstresen. Dass eine Rampe heutzutage noch immer nicht selbstverständlich ist ...

Mein Blick fällt auf Mathias und sofort muss ich schmunzeln. Er ist so fantastisch. Weit mehr als fantastisch.

Da wir fast eine halbe Stunde vor dem vereinbarten Termin da sind, werden wir gebeten zu warten. Besser

gesagt, Mathias wird darum gebeten und gibt die Information an mich weiter. Das passiert ständig. Die Leute sehen eine Frau im Rollstuhl und glauben, dass sie nicht zurechnungsfähig ist.

Die Minuten ziehen sich wie Kaugummi. Und gleichzeitig schreiten sie viel zu schnell voran. Ich kann die Sitzung kaum erwarten. Und gleichzeitig habe ich Angst vor ihr. Das Herz schlägt mir bis zum Kehlkopf. Ich bemerke, dass meine Hände zittern. Mathias nimmt sie in seine und drückt sanft zu.

„Du musst das nicht tun“, sagt er. „Es wird doch nichts ändern.“

„Es wird mir zeigen, wer ich bin“, widerspreche ich. „Wer ich eigentlich hätte sein sollen.“

Er seufzt und ich verstehe ihn und seine Sorgen. Ich habe sie auch. Natürlich.

Allmählich gewöhne ich mich ans Warten. Ich werde langsam ruhiger, weil ich bewusst an andere Dinge denke. An Mathias' und meine kleine Wohnung. An unsere zwei Hunde. An meinen vierzigsten Geburtstag letzte Woche. Es war eine überschaubare Feier. Eine wunderbare Feier.

Das Klopfen an dem Türrahmen holt mich ins Jetzt zurück und bringt die Aufregung in einer gigantischen Welle wieder. Der Professor.

„Mir wurde mitgeteilt, dass wir eine Rollstuhlfahrerin unter uns haben, also dachte ich, ich hole Sie lieber ab. Es liegen ein paar Stufen vor uns.“

Mathias und ich lächeln ihm dankbar zu und lassen uns gerne von ihm helfen.

Das Zimmer, in welches wir geführt werden, entspricht nicht meinen Vorstellungen. Es ist nicht weiß und kalt wie man es aus Arztpraxen kennt. Wobei dies genau genommen auch keine Arztpraxis ist. Vor den Fenstern hängen schwere Gardinen und der helle Fußboden wird von einem gemusterten Webteppich in Orangetönen bedeckt. Da es draußen trüb und grau ist, spenden dezent gesetzte Tisch- und Stehlampen das nötige Licht. Wären meine Nerven nicht so gespannt aufgrund dessen, was mir bevorsteht, könnte ich mich wahrscheinlich wohl fühlen.

Bevor Mathias den Raum verlässt, trägt er mich auf die Patientencouch und setzt mich in einer für mich angenehmen Position hin. In solchen Momenten tut mir mein Liebster leid. Ich wiege zwar nicht besonders viel, aber dennoch ist es sicher kein Leichtes, einen erwachsenen Menschen durch die Gegend zu tragen.

Der Professor und ich sind jetzt alleine. Ich schlucke schwer.

„Ihr Pfleger bleibt hier, bis die Sitzung beendet ist?“

„Bitte, wer?“ Fragend blinzele ich ihn an und begreife dann schließlich. „Das ist kein Pfleger, sondern mein Lebensgefährte“, korrigiere ich ohne Vorwurf in der Stimme. Dieses Missverständnis verfolgt Mathias und mich auf all unseren Wegen. Dennoch ist es jedes Mal aufs Neue verwirrend.

Der Professor entschuldigt sich und tippt etwas in seinen Computer ein. Anschließend wendet er sich wieder an mich: „Ihr Leben neu zu konstruieren war besonders kompliziert“, erklärt er. „Einen Gendefekt aus der DNA zu filtern und die Realität dann nachzubauen ist ein großes Stück Arbeit. Aber ich darf Ihnen stolz verkünden, dass die Berechnungen und Untersuchungen erfolgreich abgeschlossen wurden.“ Er schließt eine Art Tresor per Fingerscan auf und holt eine Spritze hervor. „Ich halte hier Ihr Leben bereit. Ihr Leben, wie es hätte verlaufen sollen, wären Sie gesund zur Welt gekommen. Dieser Einblick wird nichts an der gegebenen Realität ändern. Sie sind sich sicher, dass Sie das tun wollen?“

Nein. Ich bin mir keinesfalls sicher. Dennoch will ich es tun. Ich muss es wissen. Was wäre, wenn? Eine schlimmere Frage gibt es nicht. Was wäre, wenn?

Wenn?

Wenn?

Wenn?

„Ja“, lüge ich. „Sie können beginnen.“

Die Nadel der Spritze ist deutlich dicker als bei Spritzen aus dem medizinischen Bereich. Denn anstelle einer Flüssigkeit wird mir diese eine winzige Kapsel injizieren, die alle Daten in sich gespeichert hat, die dafür notwendig sind, um mir zu zeigen, wofür ich heute hier bin. So wurde es mir gesagt. So habe ich es auch vorab gelesen.

Es fallen nicht mehr viele Worte und ich mache die Augen zu, weil ich Spritzen nicht mag. Die Haut in meiner Halsbeuge wird desinfiziert. Dann spüre ich den Stich.

Wie beinahe jeden Samstagabend ist der Saal auch heute komplett ausverkauft. Die Scheinwerfer sind bereits auf die Bühne gerichtet. Der Vorhang geht jeden Moment auf.

Ein letztes Mal streiche ich das Satin meines knielangen Kleides zurecht. Der Stoff fühlt sich wunderbar kühl auf der Haut an. Dann höre ich die Musik. Langsam wird sie eingeblendet. Das ist das Signal.

Ich trete direkt hinter den Vorhang, der jetzt zur Seite gleitet. Licht fällt auf mich. Jenseits dessen herrscht völlige Dunkelheit. Nur ich, das Licht, die Dunkelheit, die Stille und Musik. Und die spürbare Anspannung des Publikums. Sie bringt die Luft rundum zum Vibrieren.

Mein Körper hat den Ablauf verinnerlicht. Ohne dass ich darüber nachdenken muss, bewegt er sich zur Musik. Ruhig und elegant und im nächsten Augenblick kraftvoll und komplex. Die Mischung aus klassischem Ballett und modernem Street Dance fesselt nicht nur meine Zuschauer. Ich selbst lebe für genau das hier.

Frei von Ballasten schwebe ich über die Bühne, drehe mich um meine eigene Achse und danke meinen Armen und Beinen dafür, dass sie mir diese herrliche Kunst erst ermöglichen. Eins mit meiner Seele.

Es scheinen gerade einmal Minuten vergangen zu sein, als die Töne des letzten Stücks verklingen. Ich atme schwer und halte die Abschlussposition noch einige Sekunden lang, bis die Scheinwerfer erlischen.

Das Publikum beginnt zu klatschen und zu jubeln. Mein Herz rast vor Glück und ich lächele zufrieden in mich hinein, als etwas mich an der Wange kitzelt. Wieder hat sich mein langes Haar aus dem Dutt gelöst. Ein Zeuge meiner zügellosen Leidenschaft beim Tanzen. Ein schönes Gefühl.

Das Klatschen beginnt in meinem Kopf zu schmerzen und keuchend reiße ich die Augen auf. In meinen Ohren summt es. Es ist hell. Zu hell. Ich blinzele. Solange, bis der Raum Gestalt annimmt.

Ein Schreibtisch. Stehlampen. Der Professor.

Er lächelt mir zu. Ich starre ihn nur an.

„Ein Bühnenmensch, interessant. Sie sollten stolz auf sich sein!“

Stolz? Angestrengt versuche ich ihm zu folgen. Stolz? Auf was? Auf etwas, das mir zustünde? Etwas, für das ich Willen, Ehrgeiz und Talent genug hätte, wenn nicht ...

Wenn ich nicht ich geworden wäre. So, wie ich jetzt bin. Wenn nicht dieser eine Fehler in meinen Genen aufgetaucht wäre. Ein winziger Defekt, wie ein Kurzschluss. Ein dummer Zufall.

Eine Haarsträhne kitzelt mich an der Wange. Ich will sie wegstreichen, doch ich bekomme den Arm nicht hoch. Er ist tonnenschwer. Wie immer. Alles fühlt sich tonnenschwer

an. Auch meine Seele, irgendein Kern in mir, der sich plötzlich so gefangen fühlt, obwohl er eben noch vor Leichtigkeit geflogen ist.

Die unterdrückten Tränen brennen mir im Hals. Ich schließe die Lider. Sehe Bilder von eben aufblitzen. Das Publikum. Die Scheinwerfer. Die verzauberten Gesichter.

Ich schlucke schwer und wage es zu reden. Ganz leise, denn ich bin mir nicht sicher, ob andernfalls meine Stimme bricht. „Wenn Sie die Leben anderer Menschen neu konstruieren, wie hoch ist da die Wahrscheinlichkeit, dass diese Menschen mit denselben Personen zusammen sind wie in ihrem jetzigen Leben?“ Ich hatte Mathias nirgends gesehen.

„Meist sehr unwahrscheinlich“, entgegnet mir der Professor. „Denn die jeweiligen Lebensumstände entscheiden fast immer, wem wir begegnen und welche Erfahrungen unseren Charakter geformt haben.“

Ich nicke im Geiste.

Kein Mathias. Stattdessen Elan, Gesundheit, Kraft, Selbstvertrauen, Selbstliebe. Und die Freiheit, alles aus meinem Leben machen zu können.

Mühsam zwingen ich meine Augen wieder auf und finde mich im Hier und Jetzt. Unveränderlich und einfach so, wie es ist und für immer bleiben wird.

„Wir wären dann fertig?“, frage ich. Ich will zu Mathias. Sofort. Ich will in sein Gesicht schauen, seine Arme um meinen schwachen Körper spüren und wissen, dass alles gut ist.

Meinungen, Kritik und Anregungen können Sie mir per
E-Mail zukommen lassen:

kontakt@irina-meerling.de